

Von Ferdinand Stieber.

Ein ärgeres Wetter hatte mich noch niemals im Freien überrascht, wie damals, als ich in einer mir ganz fremden Gegend, mitten im Gebirge, bei Stojan Miletic Zuflucht suchte...

Welch ein Glück für mich, daß Stojan Miletic die Marotte gehabt hatte, sich gerade hier oben anzufiedeln. Er, freilich, schien über den Besuch eines wildfremden Menschen, oder eines Menschen überhaupt, noch dazu eines solchen, von dem das Wasser troff, nicht sonderlich erbaud zu sein...

Danach erst öffnete er eine Thür und ließ mich aus dem mit Steinfliesen belegten Vorraum in ein Zimmer treten. Ich folgte der Einladung, nachdem ich meinen durchnässten Wetermantel abgeworfen hatte.

„Und er ist doch Hauptmann!“ Ich befürchtete einen neuerlichen Wuthausbruch Stojan Miletic's, und schlug die Augen zu Boden. Aber das gerade Gegenteil erfolgte. Er hieb mit den Händen auf den Tisch, daß Teller und Schüsseln tanzen, und lachte unbändig und stieß während des Puffens und Trompetens ein über das andere Mal aus: „Thaddei, Du bist ein großer Dummkopf!“

„Ich sage Ihnen, Stojan Miletic ist ein Ehrenmann, ja ein Ehrenmann!“ „Ich zweifle nicht daran, Thaddei.“ „Aber Sie kennen ihn gar nicht. Oder hat man Ihnen vielleicht auch schon irgendwie gesagt, daß er nicht

obachtet worden: Da hing in breitem Matgoldrahmen das Portrait einer jungen schönen Frau. Sie mußte im Leben noch viel schöner sein, als sie einer jener Aech-Maler, die zum Preise von zehn bis fünfzehn Gulden nach Photographien kleren, da auf die Leinwand gezeichnet hatte.

Eine üppige sinnliche Schönheit. Man kennt diese Frauen mit dem milchweißen, stellenweise rosa angehauchten Teint; mit dem leicht verschleierte Blick, der immer Sehnsucht bekundet; mit dem blonden Haar, das sich gegen den Zwang der Frisur sträubt, stets einen nachlässigen Eindruck macht. Unter diesem Bilde hing die Photographie eines jungen Soldaten, der kaum den Anflug eines Schnurrbartes hatte, und unter diesem, in einem kleinen schwarzen Holzrahmen, eine blaßblau gedruckte Geldnote. Während ich mir in Gedanken Mühe gab, einen Zusammenhang zwischen diesem Hause auf dem Sveti Ivan, seinem Eigentümer und den Bildern zu finden, trat Thaddei ein u. sagte: „Der Kapitän erwartet Sie zum Nachtstuhl.“

„Verzeihen Sie, Herr Hauptmann“, sagte ich; doch Stojan Miletic ließ mich nicht weiter reden. Zuerst sah er Thaddei mit einem vernichtenden Blicke an und sagte: „Du Esel!“ Und dann schnarrte er mir zu: „Ich bin nicht Hauptmann! Miletic heißt ich, Miletic, Miletic, nicht anders; gar nichts bin ich, rein gar nichts! Was dieser Dummkopf sagt, ist ein Unsinn!“

Thaddei schien Luft zu haben, seine angegriffene Ehre zu verteidigen; doch sein Herr schrie ihn an: „Wade Dich hinaus!“

Eine Weile blieb Stojan Miletic stumm, er machte sein finsternes Gesicht. Auch ich wagte nicht, meine angefangene Entschuldigung, wegen der Störung, die ich verursachte, zu vollenden. Nach etwa fünf Minuten trat mein Wirth auf und öffnete die Thür.

„Thaddei, so bringe doch das Essen“, rief er mit fast weicher Stimme hinaus. Bald darauf trat Thaddei ein und brachte das Nachtstuhl: Pötelfleisch mit Rüben.

„Frisches Fleisch bekommen wir nur einmal in der Woche herauf“, entschuldigte sich Stojan Miletic, als wenn das einer Entschuldigung bedürftig hätte. Thaddei kämpfte schließlich mit sich selbst, man merkte deutlich, daß er etwas sagen wollte. Pötel, schon als er wieder an der Thür stand, sagte er, indem er mit den Händen den Tatt dazu schlug:

„Und er ist doch Hauptmann!“ Ich befürchtete einen neuerlichen Wuthausbruch Stojan Miletic's, und schlug die Augen zu Boden. Aber das gerade Gegenteil erfolgte. Er hieb mit den Händen auf den Tisch, daß Teller und Schüsseln tanzen, und lachte unbändig und stieß während des Puffens und Trompetens ein über das andere Mal aus: „Thaddei, Du bist ein großer Dummkopf!“

Thaddei aber stemmte die Hände in die Hüften, neigte den Oberkörper weit vor und sagte grinsend zu mir: „Sehen Sie, daß ich recht hatte!“ Die Scene war so drollig, daß ich mitlachen mußte.

Als Stojan Miletic sich beruhigt hatte, legte er mir von dem Pötelfleisch vor. „Er ist ein großer Dummkopf, mein Thaddei“, sagte er; „aber er hat ein goldenes Herz. Er kann sich in die Verhältnisse noch immer nicht finden... Sie sind in keinem Zrenhaufe,“ war er plötzlich, mich fixierend, dazwischen: „Ich bin nicht Hauptmann, nein.“ fuhr er dann fort und nach einer Weile setzte er mit furchtbarem Hohne dazu: „Die haben gefunden, daß ich mich ehrlös benommen habe.“

Ich blickte Stojan Miletic fragend an; aber er sagte nichts, nicht ein Wort mehr, so lange wir bei Tisch saßen. Nach einer Stunde rief er Thaddei und sagte: „Führe den Herrn auf sein Zimmer. — Gute Nacht.“ Er ging, mich Thaddei überlassend, der sich, die Soldatenmütze immer noch auf dem Haupte, vor mir aufsprang, als wüßte er von mir ausgefragt zu werden. Als ich dieser stummen Auforderung nicht Folge leistete, fing er unaufgefordert an:

„Ich sage Ihnen, Stojan Miletic ist ein Ehrenmann, ja ein Ehrenmann!“ „Ich zweifle nicht daran, Thaddei.“ „Aber Sie kennen ihn gar nicht. Oder hat man Ihnen vielleicht auch schon irgendwie gesagt, daß er nicht

mehr werth gewesen, den Offiziersrock zu tragen? Ich weiß Alles, Herr, Alles weiß ich.“

Er hätte gewiß gerne weiter geredet, der treue Thaddei; aber ich hatte die Zudringlichkeit von Dienstboten. Ich ersuchte ihn, mich auf mein Zimmer zu führen.

Ich fand keinen Schlaf. Die sonderbare Umgebung, in der ich mich befand, Stojan Miletic in seiner sonderbaren Art, Thaddei; und dazu das Gewitter, das in gleicher Stärke andauerte, die Schwüle in dem engen Raum, der mir als Schlafzimmer angewiesen war, das Alles zusammen hatte mich aufgeregert. Ich wälzte mich ruhelos umher, am liebsten wäre ich aufgestanden; aber ich fand, wie ich auch herumtappte, kein Feuerzeug. So blieb ich denn liegen und zählte die Blitze und bestimmte die Dauer der Donnerschläge. Ich erschrak heftig, als an meine Thür geklopft und sie gleich darauf geöffnet wurde. Es war Thaddei, der, vollständig angekleidet, eine Lampe in der Rechten, vor mir stand.

„Können Sie schlafen?“ fragte er. „Nein“, antwortete ich, „Sie, wie ich sehe, auch nicht.“

„Ich hatte mir's gedacht. Es beunruhigt Sie, daß Sie vielleicht unter dem Dache eines Schurken wohnen, nicht?“

Ich wollte dies nicht zugeben, denn gerade hierüber hatte ich wahrhaftig keinen Augenblick nachgedacht; allein Stojan Miletic war davon überzeugt. Er hatte ja übrigens das Recht, sich für den Mittelpunkt seiner kleinen, abgeschlossenen Welt zu halten.

„Natürlich geben Sie das nicht zu, weil Sie mein Gast sind und keinen Grund haben, mich zu beleidigen; aber in meiner Bärenhöhle, in die ich mich zurückgezogen habe, soll mich Niemand verachten, Niemand.“

Der Mann war in diesem Augenblicke sichtlich bewegt, die Worte kamen nur stichweise hervor. Mir war ganz eigenthümlich zu Muth.

„Sie rauchen doch?“ fragte er. Ich bemerkte jetzt erst, daß er einen Bund Cigaretten in der Hand hielt. „Die Zeit vergeht besser und es spricht sich leichter“, fuhr er fort, indem er mir die braunen Stengel reichte und sich selbst einen anbrannte. Er setzte sich auf den Rand meines Lagers, weil auf dem einzigen Baumstok, der als Stuhl diente, meine Kleider lagen.

„Sind Sie Offizier?“

„Ich war überhaupt nicht beim Militär.“

„Das macht nichts“, sagte Stojan Miletic, „man kann schließlich auch in einem anderen Berufe ein Ehrenmann sein.“ Er blies eine Weile schwere Rauchwolken von sich und überlegte.

„Waren Sie in... nein, der Driht nichts zur Sache. Sie sind nicht aus der Gegend, was? Ein Deutscher?“

„Ich lebe in Wien.“

„In Wien? Und da haben Sie diese verrückte Partie hierher gemacht, zu mir, was, damit ich nach fünf Jahren wieder einmal einen Menschen sehe, was?“

Ich sah ihn verwundert an: „Seit fünf...“

„Na, ja, der Thaddei ist doch nicht zu rechnen, der ist ein gutes Hausthier, oder der alte taubstumme Gospic, der die Lebensmittel heraufbringt. Seit fünf Jahren, ja.“

Danach war Stojan Miletic wieder eine geraume Zeit still und paffte, ich that daselbe. Ich wollte durchaus nicht den Anschein erweiden, als sei es meine Absicht ihn auszuholen. Der Mann rang offenbar noch mit sich, es war ihm ein Bedürfnis, sich einmal zu entlasten, das merkte ich längst; aber dann scheute er plötzlich wieder zurück.

„Hören Sie“, predigte er auf einmal wieder hervor, „ich war Hauptmann, wissen Sie; aber zuerst wollen wir einmal trinken.“ Er holte aus einem Winkel des Gemaches eine Flasche, wieder so ein Steingutgeschloß, und zog aus der Tasche einen Becher, den er füllte und austrank und wieder füllte, um ihn dann mir zu reichen.

„Mein alter Kamerad, der Major Grglovic, sagte einmal im Kasino zu mir: „Stojan, Du sollst Dich mehr um Deine Frau kümmern, anstatt den ganzen Tag im Kasino zu liegen, Karten spielend und trinkend!““

Ich lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Aber Grglovic, meiner Mirka gehe ich ja gar nicht ab. Sie liest den ganzen Tag französische Romane, malt — was, wie sehr sie Dich gemalt hat — spielt Klavier, empfängt Besuche. Ihr macht das Spaß, mich langweilt es.“

„Das ist nicht recht“, sagte Grglovic, „wenn man einmal verheiratet ist, dann muß man auch nach seiner Frau sehen, sonst...“ er brach ab. „Na, sonst? Was sonst?“ „Bist Du denn taub, Stojan? Hörst Du nicht, was die Leute reden?“ „Welche Leute?“ fragte ich. „Alle!“ erwiderte Grglovic, „und ich als Dein ältester Kamerad mußte es Dir endlich sagen. Es ist ja wohl nur Gerede; aber man darf solchen Tratsch nicht selbst heranzulassen!“

Das ist doch zu dumm, was die Leute wohl reden mögen? Da kam unser jüngster Lieutenant heran, ein lieber Kerl, den ich gut leiden konnte, weil er immer so seine Geschichten wußte.

„Darento“ — fragte ich — „hast Du schon etwas von meiner Frau gehört?“

„Daß sie die schönste Offiziersfrau in der ganzen Armee sei“, erwiderte er lachend, „aber verzeihe, Stojan, ich bin eine Rebende schuldig.“

Ich ging nach Hause. Meiner Mirka sagte ich nichts von dem Gerede, aber ich hatte eine schlaflose Nacht. Ich dachte immer daran, daß an dem Gerede doch etwas sein könne, und fragte mich, wie ich mich dann zu verhalten haben würde. Ich setzte mich im Bette auf und blinnte meine Mirka an... Darento hatte recht, sie ist die schönste Frau in der ganzen Armee. Sie schlief so ruhig, so süß... Nein, nein, sagte ich zu mir, das ist ja Alles ein Unsinn.

Etwas Mißtrauen hatten die Worte des Majors doch in mir erweckt. Ich nahm mir vor, zunächst einmal dem Gerede nachzugehen; aber ich muß zu so was kein Talent haben; ich erfahre gar nichts. Das machte mich förmlich nervös. Ich versuchte es, mehr zu hören zu bleiben; allein es ging nicht. Es hätte ja auch meiner Mirka aufpassen müssen, sie hätte am Ende geglaubt, daß ich Spielverluste im Kasino gehabt, und das war nicht der Fall, ich gewann ja immer...“

Ueber diesen Ausdruck der Naivität mußte ich herzlich lachen. Stojan Miletic sah mich verdutzt an, stieß sich aber sonst nicht daran. Er schenkte wieder einmal seinen Becher voll, trank und ließ mich trinken; und brannte sich eine neue Cigarette an.

„Einmal dachte ich“, — fuhr er fort, — „wenn ich Mirka auf einer Untreue erkapte, dann erschieße ich sie; aber dann sagte ich mir, das ist ein Unsinn: Ich habe sie ungewollt zu meinem Weibe gemacht, mußte wissen, wie ich heirathe. Wenn ich eine untreue Frau geheiratet habe, so ist das meine Schuld, nicht die ihre...“

Ich weiß nicht, was ich machen werde, was bente ich an solchen Unsinn. Wie ich einmal beim Frühschoppen im Kasino mit Darento beisammen saß, geht es mir plötzlich durch den Kopf: Was thue ich, wenn Darento meine Ehe geschändet hat? Ich war ganz entsetzt über diesen dummen Gedanken und ärgerte mich, dadurch die Pointe überhört zu haben, mit der Darento eine Anekdote geschlossen hatte. Aber der gleiche Gedanke tauchte immer wieder auf und schließlich konnte ich ihn gar nicht mehr abweisen. Dann würde ich mich mit Darento schießen müssen, dachte ich weiter, tödte ihn am Ende... Mit welchem Rechte? Ist es seine Schuld, wenn ich eine Frau habe, der er gefällig! Und ich mußte mir sagen: Nein, es ist nicht seine Schuld. Eine Frau, die einen betrügen kann, heirathet man nicht, weil die Ehe etwas Heiliges ist. Solche Frauen darf man lieben, man darf sich von ihnen hintergehen, martern lassen — aber nicht legitim. Habe ich wirklich solch eine Frau dann bin ich der Schuldige; dann darf ich auch nicht tödten... Diese Ungewißheit machte mich ganz krank. Wenn man schon betrogen wird, dann möchte man es doch wenigstens wissen. Mir machte das Kasino keine Freude mehr und im Kartenspiel verlor ich jetzt auch häufig. Es überkam mich förmlich eine Wuth, mir Gewißheit zu verschaffen. Ich fand sie nur zu bald.“

Stojan Miletic machte eine Pause, ich glaube, weil ihm die Erregung die Kehle zuschnürte.

„Ich kam zu einer ungewöhnlichen Stunde nach Hause — da finde ich Darento zu den Füßen meiner Mirka. Er kniete vor ihr, sie hielt seinen Kopf umschlungen und küßte ihn auf seine schönen Augen. Ich blieb sprachlos an der Thür stehen. Mein erster Gedanke war: Warum haben sie die Thür nicht verschlossen!... Darento kam auf mich zu und sagte: „Kapitän, tödte mich, ich bin zu Deiner Verfügung!“ Mir klang das heute noch im Ohre. Meine Mirka war auf dem Sofa sitzen geblieben und sah lächelnd zu mir herüber. Meine Mirka, Gott im Himmel! sie war so schön; aber

lachen mußte sie jetzt nicht, jetzt nicht! Mir stieg das Blut zu Kopfe, ich wollte schon auf sie zustürzen, um sie zu erwürgen; aber da schoß es mir plötzlich durch den Kopf: Du hast sie freiwillig zu Deinem Weibe gemacht und hättest sie hüten sollen wie Deinen Augapfel... Ich sah Darento beim Arme und fragte: „Hast Du Dich unterhalten, Kamerad? Aber jetzt komm! — Du hast doch schon bezahlt? Was?“ Er sah mich ungewiß an, meine Mirka warf mir einen stehenden Blick zu, der mich beinahe um meine Mannheit gebracht hätte, beinahe; aber schon im nächsten Augenblicke donnerte ich Darento an: „Man bezahlt doch! Du sollst bezahlen!“ Er stand in diesem Augenblicke gewiß unter meinem Banne, er würde mit keiner Wimper gezuckt haben, wenn ich ihn getödtet hätte. Mechanisch griff er in die Tasche und legte dann eine blaue Note auf den Tisch. Ich nahm sie an mich und warf dafür Mirka meinen Geldbeutel vor die Füße...“

Stojan Miletic mußte innehalten, er bebte am ganzen Leibe, die Stimme verlagte ihm, aus seinen Augen quollen Thränen. Ich war erschüttert. Im Geiste sah ich die drei Bilder aus dem unteren Zimmer: Die schöne Mirka, den jungen Darento, die blaue Note — die Tragödie eines Lebens... „Als ich“, fuhr Miletic mit heiserer Stimme fort, „mit Darento auf die Straße trat, hatten sich Leute vor meinem Haupte angesammelt, auch Kameraden standen dabei, die der Lärm herbeigelockt. Jetzt war ich ganz ruhig, ganz ruhig. Als sich mir zwei Kameraden als Zeugen anboten, fragte ich erstaunt: „Was wollt Ihr? werde ich Jemandem fordern?“ Ich betrat mein Haus nicht mehr. Am nächsten Morgen stürzte Darento in mein Hotelzimmer. Er fiel vor mir auf die Knie und beschwor mich, ihn zu fordern. „Ich kann Dich nicht tödten wegen einer Dirne“, sagte ich zu ihm. „Mein Unglück ist schon groß genug. Dir kann es nicht schaden, daß eines Andern Weib Dich liebte, das kommt ja leider oft genug vor. Lasse Dich zu einem andern Regimente verfehen; ich nehme meinen Abschied.“ Ich weiß nicht, ob er es gethan hat, ob er noch lebt, ich weiß gar nichts, ich mag nichts wissen. Bald, nachdem Darento fort war, kam der Major Grglovic zu mir. Er fluchte; und weil ich nicht nachgab, nannte er mich einen Hundstoll und weigerte sich dann, mir Satisfaction zu geben. Keiner meiner Kameraden wollte sich zu meinem Kartellträger hergeben. Ich forderte Grglovic noch einmal selbst, auf offener Straße. Er erklärte mich offensichtlich für satisfaktionsunfähig — da schoß ich ihn über den Haufen, öffentlich! Daraufhin wurde ich schmächtig tafsirt und kam für drei Jahre auf die Festung...“

Er schwieg und schien zu erwarten, daß ich etwas sagen würde. Ich war aber in dem Augenblicke unsäglich, ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Habe ich unehrenhaft gehandelt?“ schrie Stojan Miletic wie in Verzweiflung, „bin ich ein Schurke?“

„Nein“, sagte ich; „aber ein Philosoph sind Sie, Herr Miletic; und Ihre Philosophie taugt nicht allen.“

Seitdem bin ich alljährlich Gast bei Stojan Miletic. Ich habe ihm verschiedenes, seine Geschichte zu erzählen. Ich habe es gethan.

Geschminkte Lippen.

Die Cigarette im Mundwinkel, das Monocle im Auge, mit der nachlässigen Eleganz gekleidet, die nach dem Ausdruck der Romankristallener das Kennzeichen der wahren Bornheimheit bildet, flanierte in den Nachmittagsstunden eines sonnebrühten Herbsttages ein junger Mann durch die Straßen der schönen Donaustadt. Schärzlich angehauchte Gesicht, die schwarzen, lebhaften Augen, der ganze Typus verrieth den Südländer und das Interesse, mit welchem er die ihm begegnenden Frauen einer kritischen Beachtung unterzog, den abenteuerlustigen und suchenden Lebemann.

Es war das erste Mal, daß er sich in der Kaiserstadt befand. Familienverhältnisse, ein in ziemlich zerrüttem Zustand übernommenes Gut an den Ufern des Arno hatten es ihm bisher verpagt, sich in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen, aber nun lagen einige Jahre strengster Zudrögenheit und Sparsamkeit hinter ihm und er war fest entschlossen, die verlorene Zeit mit Zinseszinsen einzubringen. Bei den Wienerinnen wollte er beginnen, jenem reizenden Gemisch von süßlichem Feuer, französischem Chic und österreichischer Schelmerei, gewiß, kein anderer Frauentypus war wie dieser im Stande, ihm den Eintritt in die Welt in der man sich amüßert begehrenswerth erscheinen zu lassen.

Mit ungeheucheltem Interesse fixirte er die blonden, braunen und röthlichen eleganten Gestalten, denen er begegnete, ein moderner Paris, angezogen so viel Reiz und Anmuth schwanzend, welcher der Göttinnen er den Preis der Schönheit zuerkennt sollte.

Gegenüber der Oper trat, während er einen Augenblick ungeschlüssig zögerte, wohin seine Schritte zu wenden, eine Dame aus einem der eleganten Läden und blieb noch in Betrachtung der glänzenden decorirten Auslage einige Schritte von ihm entfernt stehen.

Er musterte sie. Eine schlante Gestalt, eine von denen, für die der Franzose das Wort „Fausse maigre“ erfunden hat, ein beinahe abstoßend häßliches Gesicht, mit Augen — nein, sie war mit einem Male nicht mehr häßlich, von dem Augenblick an, da diese Augen seufundenlang die seinen trafen. Waren sie dunkel oder hell? Es war etwas Undefinirtbares in ihnen, Geist, Feuer, Schelmerei, ein ganzes Arsenal von allen Waffen, die dem Weibe gegeben sind, um den Männern die Köpfe zu verdrehen, berebt, lebhaft und geistvoll, und verließen dem häßlichen Gesicht einen unsagbaren Reiz. Dunkles Haar, in duftige Wellen geordnet, ein bleicher Teint und ein Mund — der Mund war es, der ihm veranlaßte, ihr zu folgen. Es war keines jener reizenden Mädchen, die zum Küssen und Schmolken geschaffen scheinen, breite, etwas aufgeworfene Lippen, prachtwolle Zähne, ein leiser moquanten Zug über dem ganzen, durch seine teuflische Schönheit fesselnden Antlitz und vor Allem geschminkt — geschminkt mit einer bis an's Unglaubliche grenzenden Kühnheit. Gegen die Rötthe dieser Lippen verblühten selbst die Granatblüthen seiner Heimath.

Das war eine Frau, wie er sie sich gedacht hatte, als er noch daheim von zukünftigen genussreichen Abenteuern träumte! Originell, das sah er, geistvoll, das schien sie ihm, elegant mit jenem Raffinement, für das er schwärmte — nun denn, der Zukunftsträum war Wahrheit geworden und die Gegenwart wollte er, ehe sie entschwand, bei der Stirnlocke fassen. Nur zu! Sie wendete sich nach der Ringstraße, er folgt ihr, bis er zuerst, etwas kühner dann. Sie tritt in einen Blumenladen, nimmt eine Zuberose und steckt sie kokett in das Knopfloch ihres englischen Jaquets, er ebenfalls. Beim Herausgehen öffnet er ihr die Thür — ein kleines moquanten Lächeln, das „danke“ heißen soll, und sie verfolgt ihren Weg, der ihm nichts Anderes scheint als eine Planerie, denn sie bleibt alle Augenblicke bei irgend einer Auslage stehen, streift flüchtig mit einem Kollektivbild die ausgelegten Gegenstände und dummt dann ruhig weiter. An der Ecke des Kolowratringes wendet sie sich so unermittelt um, daß sie sich plötzlich einander gegenüber befinden. Er greift an den Hut — ihr moquanten Lächeln wird noch moquant, und ehe er sich klar geworden, was er eigentlich thun wollte, ist sie mit ihrer ruhigen Sicherheit, die ihn angeht und doch verwirrt, wieder weitergeschritten.

Ver dio! Man ist ein Lebemann oder man ist es nicht! Mit einem kühnen Entschluß folgt er ihr und — spricht sie an. Einen Augenblick zögern sich die blaffen Wangen, die Augen werden kalt und abweisend und er fragt sich, ob er da nicht eine capitale Dummheit begangen. Nur einen Augenblick. Das moquanten Lächeln gewinnt die Oberhand, aus den Augen funkelt es wie leiser Spott und mit langvoll hübscher Stimme erwidert sie seine Frage mit der neugierigen: „Wer sind Sie?“

Darauf, zum Teufel, war er nicht gefaßt! „Na, einfin!“ — was verschlägt's! Er nennt ihr seinen Namen — Graf Sant' Averno aus Florenz, und anknüpfend daran erzählt er ihr, daß er, seit gestern zum ersten Male in Wien, fest entschlossen sei, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, ob die Donauweibchen mit Recht ihren Ruf verdienen, nächst den Französinen die verführerischsten Sirenen des Weltalls zu sein.

„Und Ihre Landsmänninnen?“ fragt sie ihn spöttisch, „die Sizilianerinnen, denen ich in Taormina begegnet bin —“

„Sie waren in Sizilien?“ unterbricht er sie erstaunt.

„Ja wohl.“

„Ah, in Begleitung?“

„Ja, natürlich in Begleitung“, be-